

Aus dem alten Zug

Autor(en): **Stadlin, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **7 (1903)**

PDF erstellt am: **28.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-574496>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Aus dem alten Zug.

Nachdruck verboten.

Mit sieben Abbildungen.

Am Nordende des blauen Zugersees, der Rigi-Pyramide und dem stolzen Höhenzug des Berner Oberlandes gerade gegenüber, liegt die kleine Residenz des kleinsten Kantons, von der wir dem geneigten Leser in Bild und Wort einiges vorführen möchten. Der Versuchung, uns in Naturschilderungen zu verlieren und so das Schönste, was Zug seinen Besuchern bietet, die reizvolle Umgebung, zu preisen, soll hiebei nach Möglichkeit widerstanden werden. Denn außer einer gottsegneten Landschaft bewahrt unser Städtchen in altertümlichen Straßenzügen, in öffentlichen Bauten profanen und sakralen Charakters so viel intime Reize und anerkannte architektonische Vorzüge, so manche wertvolle historische Erinnerung, daß auch diese Dinge einmal zur Sprache kommen dürften.

Victor Hugo schildert in seiner Reisebeschreibung «Alpes» aus dem Jahr 1839 den Eindruck, den die Stadt mit ihren wehrhaften Mauern und Türmen, Brunnen Säulen und originell

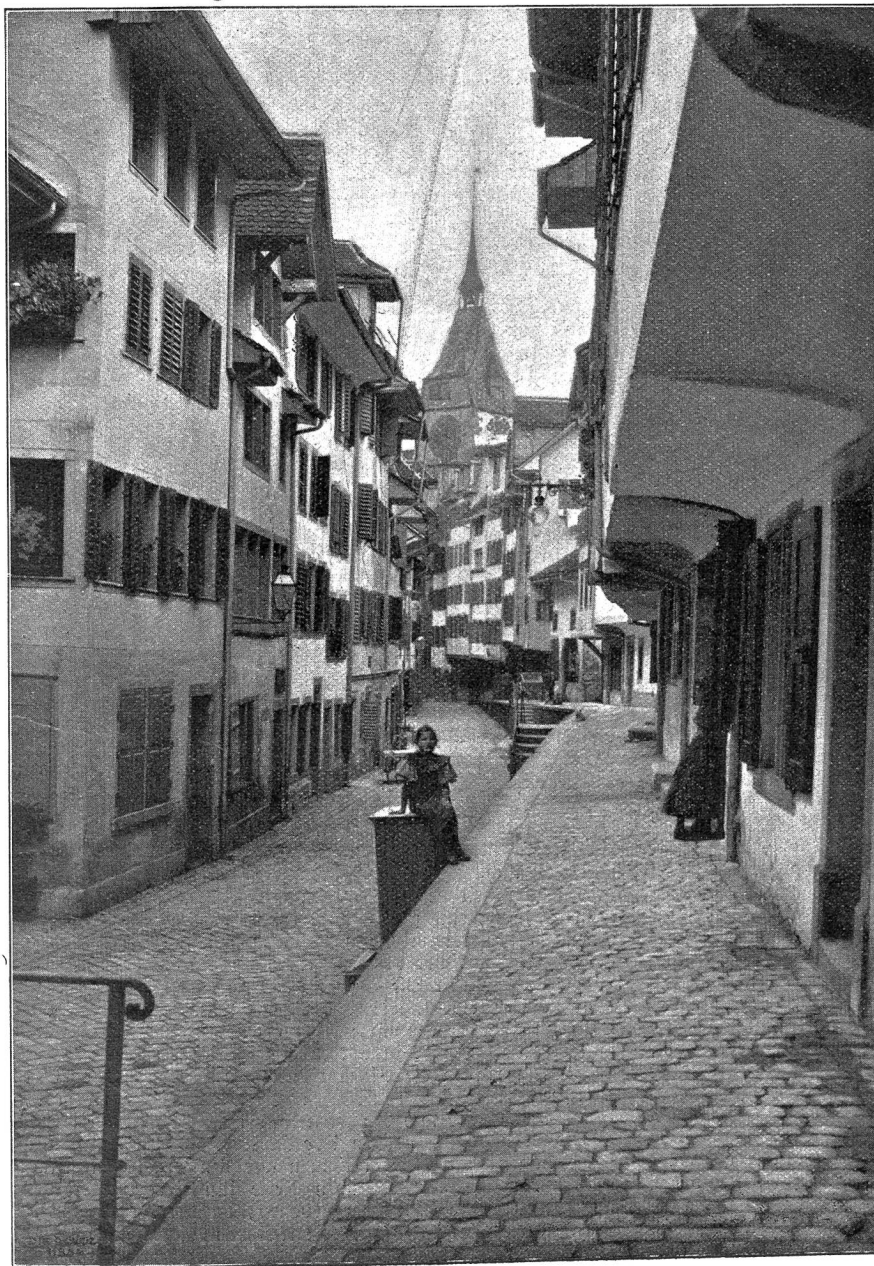
geschmückten Häusern auf ihn gemacht hat. Eine „charmante commune féodale“ nennt er sie, und indem er der Freude über das treu gehütete Bild vergangener Zeiten Worte leiht und als feinfühliges Dichter ganz dem stimmungsvollen Zauber solcher Umgebung sich hingibt, spendet er ihr das größte Lob.

Das heutige Zug — vor sechzig Jahren wohl schweizerisches Nürnberg genannt — hat in architektonischer Beziehung manches von seinen frühern Reizen eingebüßt. Gefallen sind die trutzigen Tore, verschwunden die zinnenbekrönten Mauern, die „Lauben“, Wall- oder Wehrgänge, auf denen man in luftiger Höhe rings um die Stadt gelangen konnte und die nach Großmütterchens Erzählung so prächtig zum Versteckspielen getaugt. Daß den modernen Anforderungen des Verkehrs und der Hygiene ein und anderes zum Opfer fallen mußte, versteht sich von selbst. Daß man aber solchen Bauten auch da zu Leibe ging, wo ihnen ohne Nachteil ein otium cum dignitate hätte gegönnt

werden können, ist nur vom Standpunkt jenes robusten Vandalismus aus begreiflich, der in einem alten Turm den unproduktiven Steinhäufen sieht und dem die Begriffe für das Malerische, Stimmungs- volle vollkommen fehlen.

Die Erkenntnis, daß man durch solches Gebaren den Bestrebungen zur Hebung des Fremdenverkehrs geradezu entgegenwirkt, kam erst später. Leider konnte sie den vor vier Jahren erfolgten Abbruch der alten Pfarrkirche St. Michael nicht verhindern. Die uralten Freskogemälde, die hinter den Altären und unter der Tünche dieses Gotteshauses zum Vorschein kamen, hätten allein schon ein sofortiges Einhalten in der Zerstörungsarbeit gerechtfertigt. Hoffen wir, die Kirche St. Michael sei das letzte Opfer jener unvermeidlichen Nivelierungssucht gewesen.

So viel aber in dieser Beziehung gesündigt worden ist, immer noch lohnt es sich, die Stadt zu durchstreifen, immer noch wird der verständnisvoll Suchende an einer seltenen Häuserfront, an einer malerischen Perspektive sich ergötzen können. Wahre Perlen mittelalterlicher Bauweise findet man in der sog. Altstadt. Ursprünglich aus drei von Norden nach Süden parallel laufenden Straßenzügen, der oberen, mittleren und niederen Gasse bestehend, umfaßt dieser Stadtteil die ältesten Wohnanlagen Zugs. Der verhängnisvolle 4. März des Jahres 1435, an welchem Tag die niedere Gasse mit sechsundzwanzig Häusern in den Wellen des Sees versank, gab wohl Veranlassung, die Stadt landeinwärts auszudehnen. Die alte Befestigungslinie, deren Hauptstützpunkte der sog. Raibenturm, der Zeiturm und der Kapellenturm waren, wurde aufgegeben und an die Ringmauer eine Reihe von Wohnhäusern angebaut. Auf diese Weise entstand die malerische Häuserzeile der „Altstadt-Obergasse“, die wir mit der wirkungsvollen Silhouette des Zeiturms im Hintergrund dem Beschauer bildlich vorführen. Die



Zug Abb. 1: Altstadt-Obergasse mit dem Zeiturm.

damaligen Baumeister hatten das Problem der Raumgewinnung bei engsten Baugrundverhältnissen zu lösen, wobei sie nach Art einer gewissen Vogelgattung, welche die Nester an Felsen klebt, verfahren und an der starken Stadtmauer einen trefflichen Halt für ihre Konstruktionen fanden. So gewährt die „Altstadt-Obergasse“ mit den erkerartig über das Erdgeschosß vorpringenden Häuserfronten einen originellen, fast halzbrecherischen Anblick. Denn durch Uebertünchung der Fachwerkwände werden massive Hausmauern vorgetäuscht, die dem Strazengänger wie in der Luft stehend erscheinen. Vom erhöhten Bürgersteig aus blicken wir in die Geheimnisse irgend eines Handwerkes, das nach alter Väterfittte unter dem geöffneten Flachbogenfenster des Erdgeschosses ausgeübt wird, oder wir gewahren einen hübschen Mädchenkopf, der hinter Geranien und Nelken verstoßen auf die Gasse blickt. In dieser Umgebung, die so vernehmlich von vergangenen Zeiten redet, erkennen wir, daß auch des schlichten Bürgers Haus eine Geschichte hat. Wohl handelt sie nicht von kriegerischen Ereignissen und politischen Aktionen; aber auch an diesen friedlichen Wohnstätten geht das Schicksal nicht vorüber, und was es seit vier Jahrhunderten an Freud und Leid über ihre Schwelle trug, das zu beschreiben, würde einen stattlichen Band erfordern.

Ebenso echt und urwüchsig tritt uns Alt-Zug auf einem andern Bild entgegen, das die fleißige Federzeichnung eines zugerißenen Kunstjägers, Herrn J. Waldis, wiedergibt. Es zeigt den sogenannten Fischmarkt, und der Künstler hat als Staffage einige Zeitgenossen Dürers und Holbeins in seine Darstellung hineingesetzt. Die Figuren würden heute noch vollkommen mit ihrer Umgebung harmonieren, hat doch dieser Stadtteil sein altertümliches Gepräge vorzüglich bewahrt. Einzig der sogenannte Hechtbrunnen im Vordergrund des Bildes ist der geraden Linie zum Opfer gefallen. Das an diesem Brunnen befestigte, jetzt im städtischen Museum aufbewahrte Fischmaß diente dazu, die zum Verkauf der Fische erforderliche Größe festzustellen. Was dieses Mindestmaß nicht erreichte, war dem See zurückzugeben. „Meine gnädigen Herren des Rats“ befaßten sich mit solchen und ähnlichen Dingen sehr genau. Auf unserm Bild sieht man rechts die würdige Heimstatt, wo die zum Wohl des Staates aufgestellten Satzungen, vom blutig strengen Halsgericht bis zum „Trölmandat“ und zur simplen Kleiderordnung, erlassen und gehandhabt wurden. Das alte Rathaus, nach Mohn das typische Beispiel eines sogenannten Fensterhauses, gehört dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts an. Mit seiner imposanten Fassade, den prächtigen dreifach geteilten Flachbogenfenstern und dem hochragenden Treppengiebel kennzeichnet es sich schon von weitem als öffentliches Gebäude. Im Innern birgt es reichhaltige Sammlungen von historischer und kulturgeschichtlicher Bedeutung, sowie einen durch wundervolles gotisches Schnitzwerk ausgezeichneten Saal. Hier auch ist der Ort, wo seit Beginn des sechzehnten Jahrhunderts Zugs Geschichte gemacht wurde. Folgenschwere Beratungen und Beschlüsse in den Kriegsjahren 1529 und 1531, 1656 und 1712 fanden in diesem Hause statt. Fürchtbare bürgerliche Zwistigkeiten sah es in seinen Mauern. Eine der schlimmsten ist wohl der von 1726—1735 dauernde „Linden- und Garten-Handel“ gewesen, der mit leidenschaftlicher Heftigkeit geführt wurde und Szenen von wahrhaft tragischer Größe veranlaßte. Es galt damals, die bürgerliche Freiheit gegen die knechtende Macht der französischen Bund- und Gnadengelder zu verteidigen. Die Verteilung der letztern war in das Belieben der hochmögenden Familie Zurlauben gestellt, die den „Freunden des Königs“ davon verabsolgte, was zur Gewinnung der Majorität in Rat und Gemeinde nötig war. Patriotisch gestimmte Männer, an ihrer Spitze der geistvolle und energische Ratsherr Schumacher, widerlegten sich diesem Treiben. Stürmische Landsgemeinden und Bürgerversammlungen waren die Folge. Als man sich während einer solchen fast zu Tod prügelte und in den See hinauswarf, mußte der Stadtpfarrer mit dem Sanktissimum die erzürnten Gemüter beruhigen. Ein andermal schlägt der Stadtschreiber sein Protokoll mit der Bemerkung, es sei ein solches Wüten und Toben gewesen, „so auch den wildesten Lappländern zu viel sein sollte“. Wie Schumacher und seine Anhänger, die Garten genaunt, endlich ihr Ziel erreichten, Gleichteilung der Pensionen beschlossen und Frankreichs Einfluß gebrochen wurde, wie die Linden sich wieder zu erheben suchten und das Ausbleiben der französischen Bundesfrüchte einen Umchwung der Volksstimmung zu ihren Gunsten bewirkte, kann hier nur angedeutet werden. Schauplatz der wichtigsten Szenen in diesem

bürgerlichen Trauerspiel war das Rathaus. Dort wurde Ammann Schumacher gefangen gesetzt, prozessiert und dem Blutgericht übergeben. Im Bewußtsein, nur das Beste seines Volkes erstrebt und dessen Gunst einst besessen zu haben, brach der Gefangene in die bitteren Worte aus, die er an die Wand seines Kerkers schrieb:

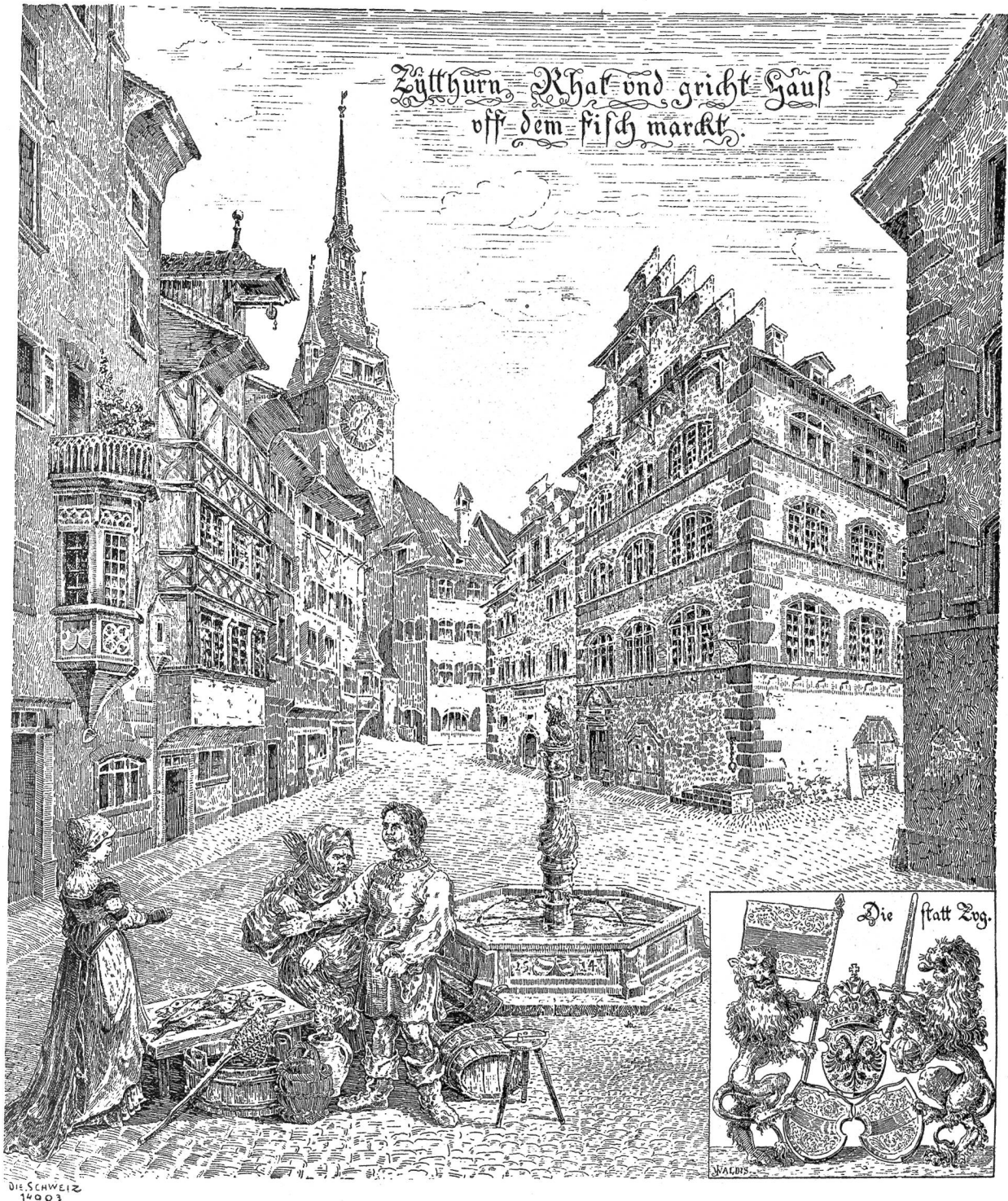
«Hic ego, qui quondam Tugis dictator in oris
Gallorum tacita victima fraude cado,
Exemploque meo probro, quod mala bestia vulgus
Non linquit summis crescere colla viris.»

Aber das Schafott, das man drei Tage vor der Urteilsfällung unter den Augen von Schumachers Gattin und Kindern gebaut, war umsonst errichtet. Eine andere Strafe, weit grausamer als die Todesstrafe, erfannt der aus lauter persönlichen Feinden Schumachers bestehende Gerichtshof. Die Sentenz lautete auf dreijährige Galeerenhaft und ewige Verbannung aus den Grenzen des Vaterlandes. Der geistvolle, hochgebildete Ammann von Zug, damals schon ein alternder Mann, wurde nach Turin auf die Citadelle gebracht und dort mit einem gemeinen Verbrecher zusammengekettet. Einige Wochen später erlag der Schweregeprüfte dem Heimweh und der harten Behandlung.

An der rechten untern Ecke des Rathauses hat der Künstler auf seiner Zeichnung auch Lasterbank und Halsseisen rekonstruiert. Ihr Anblick leitet auf das Gebiet der Kriminaljustiz über. Wie es mit dieser und namentlich mit dem Strafvollzug bestellt war, lehren die im Zeitturm noch vorhandenen Gefängnisse. Es sind niedrige, aus starken Eichenbohlen gezimmerte Holzkästen, in denen der Gefangene weder stehen noch ausgestreckt liegen konnte. Noch schrecklicher sah es in dem bereits erwähnten „Raibenturm“ aus, wo das inquisitorische Verfahren unter Anwendung der „scharfen Frage“ stattfand. Uebrigens hatte dieser Turm seine Spezialität. Hier wurden gewöhnlich Hexen und andere „vermalefizte“ Personen gefangen gesetzt. Wie überall grassierte im siebzehnten Jahrhundert auch in Zug die geistige Pest des Hexen- und Dämonenglaubens. Im Jahr 1660 verbrannte man in diesem kleinen Gemeinwesen innerhalb zweier Monate siebenundzwanzig Frauen als Hexen. Die Befennnisse, die diesen Märtyrerinnen mittelst unmenschlicher Folterqualen abgerungen wurden, liegen noch in den Archiven und sind so blödsinnig, daß vom heutigen Standpunkt aus die halbe damalige Menschheit für das Tollhaus reif erscheint. Noch das Jahrhundert der Aufklärung und der großen Revolution mußte sich den Anblick mehrerer in Zug geführter Hexenprozesse gefallen lassen. Anno 1737, am 12. September, wurden laut Stadlins Zuger Geschichte vier, am 30. Oktober zwei Hexen mit „Feuer, Strick und Schwert vertilgt“. Am 16. Dezember gleichen Jahres fiel das letzte Opfer dieser graußigen Unmacht des Menschengewisses. Leider hat man die innere Einrichtung des „Raibenturms“, seine Kerker ober „Reuchen“, die noch von unsern Vätern als monströse Vermächtnisse der „guten alten Zeit“ angestaunt wurden, beseitigt.

Einiges Interesse darf auch das mit dem Rathaus verbundene sogenannte Stadthaus beanspruchen. In seiner äußern Erscheinung mit Treppengiebel und dreiteiligen Fenstern dem Rathaus verwandt, entstammt es doch einer frühern Periode als dieses. Hier saßen um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts die Meier des Klosters Kappel und bezogen von dem im Kanton Zug liegenden Klostersgütern Zehnten und Steuern. Das Haus war denn auch lange unter dem Namen „Kappeler-Haus“ bekannt. In neuester Zeit nimmt die gegenwärtige Besitzerin, die Bürgergemeinde Zug, eine gründliche Renovation an ihm vor. Die ehemalige Kellerei im Erdgeschosß hat sich in eine gemütliche altdeutsche Trinkstube verwandelt, von deren Bogenfenstern die Wappen der Zuger Bürgergeschlechter auf den Zecher niederschauen. Sie sowohl, wie die übrigen Glasmalereien, die dieses Lokal zu einer Sehenswürdigkeit machen, sind Werke des Glasmalers Adolf Booser in Lothenbach.

Wir verlassen die Altstadt durch den finstern Torbogen des Zeitturms und befinden uns mit wenigen Schritten auf dem Kollin-Platz. Er bildet den Mittelpunkt der Stadterweiterung, wie solche nach dem großen Unglück im Jahr 1435 allmählich sich entwickelt hat. Leider können wir den prächtigen Stadtplatz nur von seiner westlichen Seite illustriert wiedergeben; auch ist das Bild keines der neuesten, da der Zeitturm inzwischen renoviert und al fresco mit einer hübschen Allegorie auf die rastlos enteulende Lebenszeit geschmückt worden ist. Die



Zug Abb. 2: Alter Fischmarkt mit Marktleuten und Zuger Bürgerin aus dem 16. Jh. (In der Mitte der jetzt beseitigte „Sechsbrunnen“; rechts Rathaus und Stadthaus, an ersterm die „Schandbank“ mit Halskette; im Hintergrund der „Zytturm“ und das Wohnhaus Ammann Schumachers). Federzeichnung von J. Waldis-Stocker, Zug.

Stadtkanzlei neben dem Zeitturm enthält die Gemeindeverwaltung. Sie wurde zu Ende der Sechzigerjahre des letzten Jahrhunderts an Stelle des alten Zollhauses errichtet. Ihre in gotisierenden Formen gehaltene Fassade fügt sich dem Gesamtbild des Platzes gut ein; die innere Ausstattung dagegen ist wertlos. Das Interessanteste an dem Gebäude ist eine alte Superporte über dem Haupteingang, die ehemals am Zollhaus

eingemauert war. Sie zeigt ein steinernes Kreuz mit der Inschrift: „MCCCCXXXV do gieng Zug undr und ertrauk: schribter wickart.“ Wir haben es also mit einem bescheidenen Gedenkzeichen an den Altstadt-Untergang und an Stadtschreiber Hans Wickart zu tun, der hierbei mit neunundfünfzig seiner Mitbürger den Tod fand. Dessen Söhnlein entging dem Verderben wie durch ein Wunder. Es wurde in seiner Wiege



Zug Abb. 3: Kolin-Platz mit Stadtkanzlei und Zeiturm.

liegend von den Wellen ans Land geschwennt, und dieser Rettung verdankt das heute noch blühende Geschlecht der Wickart Erhaltung und Fortbestand.

Die Ostseite des Kolin-Platzes gegenüber Stadtkanzlei und Zeiturm begrenzt die ertergeschmückte Fassade des Gasthofes zum Ochsen. Dieser sowohl als auch der stattliche, aus dem Jahr 1540 stammende Brunnen vor ihm hätten dankbare Motive zur Illustrierung geboten. Wir hoffen später darauf zurückkommen zu dürfen, und zwar um so eher, als wir am berühmtesten Baudenkmal Zugs, der spätgotischen St. Oswalds-Kirche für heute nur mit einer kurzen Bemerkung vorübergehen müssen. Zeitlich steht der Tempel zu St. Oswald mit den Burgunderkriegen in einer gewissen Beziehung. Jener wurde begonnen, als diese beendet waren. In der Pfingstwoche 1478 fand die Grundsteinlegung statt. Hans Felder, der die Wasserfische in Zürich baute, leitete auch den Kirchenbau in Zug. Als Gründer und hauptsächlichster Förderer gilt jedoch Magister Eberhard, Pfarrer in Weggis und Zug, dessen Name mit Recht so lange unvergessen sei, als die Mauern dieser „schmuckvollsten aller spätgotischen Kirchen der Schweiz“ (Nahn) gen Himmel ragen.

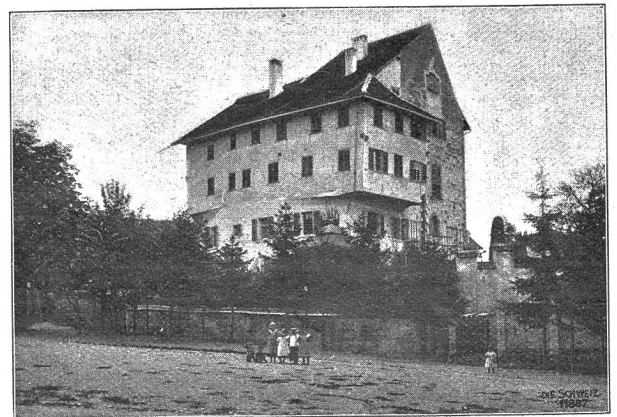
Etwas oberhalb St. Oswald gewahrt man einen altersgrauen, turmartigen Bau, der, innerhalb eigener Ringmauern gelegen, selbst wieder wie eine kleine Festung sich darrt. Es ist die sogenannte Burg. Hier saß bis zum Jahr 1352 der jeweilige Amtmann der habsburgischen Herrschaft und zwar nachweislich schon zu König Rudolfs Zeiten. Im Jahr 1275 richtet sich die vom umliegenden Adel gegen die Stadt geplante Mordnacht auch gegen den „Junkhern“ auf der Burg. Man hatte vor, die Stadt zu überfallen und darin „allen männlichen saamen zu erwürgen“. Gleichzeitig sollten achtzig Mann „den Junkher auf der Burg heimlich belagern, daß ihnen derselbig Vogel nit entginge, bis sie die statt in Grundt gerichtet hetten“. Doch die Sache gedieh dem Angreifer schlecht. Die gewarnten Bürger legten sich auf der „Löbern“ in Hinterhalt und fielen dem am Mitternacht heranziehenden Feind in den Rücken. Er verlor fünfundzwanzig Ritter und viele Kriegsknechte. „Zyres gebadten bösen vorhabenß wegen, hat man's nit im Kilchhof begraben,“ meint die Chronik, und die bei Anlage des „Schan-

zengrabens“ im Jahr 1526 dort ausgegrabenen Schädel und Gebeine scheinen dies zu bestätigen. Die Burg lag ehemals außerhalb der Stadt und war zwecks selbständiger Verteidigung mit Mauer und Graben umfassen. Auch lassen die in beträchtlicher Höhe über dem Boden liegenden Wohnräume darauf schließen, daß ursprünglich zu ebener Erde kein Eingang vorhanden war. Der Turm gestattete nach Art der römischen Wachtürme wohl erst in gewisser Höhe den Zutritt, und die an der Außenwand befindliche Treppe konnte im Fall der Not hochgezogen werden. Das gotische Portal, das heutzutage die Umfassungsmauer durchbricht, ist modernen Ursprungs.

Die im letzten Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts anhebende Baulust (St. Oswald, Rathaus) wirkt auch im sechzehnten fort. Eine ganze Reihe öffentlicher Werke sieht man in seinem Verlauf emporkwachsen. Das bedeutendste von ihnen, die neue Stadtwandlung, wird anno 1519 begonnen und in der verhältnismäßig kurzen Zeit von zehn Jahren fertiggestellt. Freilich mochten die drohenden Religionskriege dabei den „fategorischen Imperativ“ spielen. Allein auch unter dieser Voraussetzung muß die rasche Vollenbung einer solchen Aufgabe durch ein kleines Gemeinwesen als Kraftleistung geschätzt werden. Man war sich der veränderten Verhältnisse bei Befestigungsanlagen bewußt, und wer die spärlichen Reste des einstigen Mauerkränzes studiert, wird erkennen, daß man damals unter dem Eindruck der Geschützwirkung gebaut hat. Die runden Türme ragen bastenartig in den Graben hinein. Von ihnen aus kann der Angreifer unter Kreuzfeuer genommen, also wirksam von einem Sturm auf die Mauern abgehalten werden. Der breite, mit steiler Contrescarpe versehene Graben war zum weitem Schutz dem Wall vorgelagert. Interessant ist, wie eine zeitgenössische Frau (Brandenburg)

über diesen Festungsbau zu den Baumeistern sich äußerte: „Umsonst verwendet ihr die Kosten. Tötet ihr wie eure Vorfäter und wäret ihr freundlich und einig mit euren Nachbarn von Zürich, so wären diese eure Vormauer, besser als jene, die keinem ernstlichen Angriff widersteht.“ Dem Rat der wackern Zugerin ist leider lange nicht entsprochen worden! Noch stehen von den trutzigen Türmen einige aufrecht, als Zeugen jener traurigen Zeit, da der Nachbar dem Nachbarn mißtraute und die entzweiten Eidgenossen in blutigem Ringen sich selber zerfleischten.

Einen letzten Blick werfen wir auf das reizvolle mittelalterliche Stadtbild, das sich von unserm Standpunkt, der „Löbern“ aus, gewinnen läßt; dann leitet der Weg über die sogenannte Schanz hinab nach dem Postplatz. Hier beginnt das moderne Zug. An dem geräumigen Platz erhebt sich östlich das neue Heim der eidgenössischen Post und Telegraphie, ein stattliches Bauwerk im Renaissancestil, sowie diesem gegenüber an der Seeseite das kantonale Regierungsgebäude. Hübsch bepflanzte Anlagen, in denen nicht nur die Kinder Floras,



Zug Abb. 4: Die Burg.



Zug Abb. 5: Schanzengraben mit Kapuzinerturm.

sondern auch diejenigen der Fauna (Volière, Fasanengarten, Hirschpark) ihre wohl eingerichtete Heimstatt haben, ziehen sich am Seeufer entlang. In den schattigen Laubgängen mit unvergleichlichem Ausblick auf See und Gebirge wandelt sich's so gut, daß wir über die Stätte des Unglücks von 1887 fast unversehens hinausgelangen. Hier, an der äußern Schiffslände, empfiehlt es sich, den Blick noch einmal zurückzuwenden. Den Vordergrund füllt ein Stückchen blauer See mit den neuen Quai-Anlagen gar freundlich aus. Es folgen dann die spitzgiebligen Häuser und Türme der Stadt, terrassenförmig an die sanft ansteigende Vorhöhe des Zugerberges gelehnt und überragt von der stattlichen Baumasse der St. Michaels-Pfarrkirche*). Die Illustration „Quai mit Hotel Rigi und Regierungsgebäude“ (auf S. 303) kann uns einigermaßen das Gesagte veranschaulichen. Die Landschaft aber, die herrliche, unvergeßliche muß mit dem Auge geschaut werden! Sie ist entzückend am Morgen, wenn Rigi und Pilatus den ersten Gruß der Sonne empfangen und über See, Matten und Wäldern der zarte Duft des jungen Tages liegt. Nicht minder erfreut sie, wenn vor dem steigenden Tagesgestirn die Schleier zerreißen und an der heitern Pracht der Gestade, an ihrer

*) Die neue Pfarrkirche, in den Jahren 1898—1902 nach Plänen des Architekten Karl Moser in Karlsruhe erstellt, erforderte einen Kostenaufwand von rund 800,000 Fr. Mit ihren im Übergangsstil des zwölften Jahrhunderts gehaltenen Formen fügt sie sich vorzüglich dem alten Stadtbild ein. Diese wertvollste aller Neuschöpfungen auf dem Gebiet des Bauwesens verdankt die Gemeinde hauptsächlich der unermüdbaren Initiative ihres gegenwärtigen Seelsorgers, Herrn Stadtpfarrers Uttinger, der sich mit ihrer Gründung als ein wahrer Magister Eberhard II. betätigt hat.

gesegneten Fruchtbarkeit der Blick sich erlabt. Und wenn der letzte Abendstrahl auf den stolzen Bergeshäuptern verglüht ist und es über den See herweht wie Gottes Frieden und Gottes Hauch, dann sprechen wir wohl mit dem Dichter:

„Es ist das kleinste Vaterland
Der größten Liebe nicht zu klein,
Je enger es dich rings umschließt,
Je näher wird's dem Herzen sein!“

Ernst Stadlin, Zug.

Das Bildnis.

Novelle von René Morax, Morges.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.

Ich sah das Bild und war alsbald ergriffen. Es überstieg alle meine Erwartungen: ein wunderschöner junger Mädchenkopf. Vinct allein hat solche Frauentypen geschaffen. Die gleiche Harmonie der Züge, dieselbe Reinheit des Ovals, der nach innen gefehrte helle Blick, das geheimnisvoll lichte Lächeln, ein ruhiges Profil unter der welligen Anmut glatter, nach italienischer Art gesteckter Haare. Lady Cadwallon mußte hervorragend schön gewesen sein. — Die Augen meines Gegenübers waren auf die meinen gerichtet, als wolle er meine Gedanken lesen. So sagte ich ganz aufrichtig: „Nie sah ich ein so vollkommenes Bild der Schönheit.“

Fast bitter erwiderte er: „Nichts war die Schönheit des Gesichtes gegen die ihrer Seele!“

Aufmerksamer prüfte ich das Bild, und ich glaubte mit dem von van Dyk gemalten Bildnis eine Ähnlichkeit zu finden. Ich sagte das dem Baronet.

„Nicht wahr, nicht wahr?“ wiederholte er. „Meine Tochter bemerkte das öfter. Das Geschick ihrer Ahnfrau erfüllte sie mit trauriger Sympathie. Morgen werde ich Ihnen sagen, wie ich das Bild meiner Tochter gern gemacht hätte.“

Er legte Photographien und Papiere in die Kaffette zurück; dann läutete er, und ein Diener erschien.

„Machen Sie bei Mr. Nevil alles bereit; wir gehen hinauf.“ Dann zu mir sich wendend: „Ich habe wirklich Ihre Geduld mißbraucht; wenn Sie gestatten, geleite ich Sie.“

Er ging mir nach dem ersten Stock voraus, versicherte sich, daß es mir an nichts fehle, und sagte mir, ehe er sich zurückzog: „Mein Zimmer ist links am Ende des Ganges. Sie befinden sich in den von Lady Cadwallon bewohnten Räumen.“

Ich konnte nicht unhin, meine Bewegung zu zeigen, was ihn zu sagen veranlaßte:

„Seien Sie ohne Sorge! Die Tür Ihres Zimmer ist längst verschlossen. Morgen werden Sie den Grund dieses Verfahrens begreifen.“

Er verließ mich, kam aber zurück, als ich eben meine Tür schließen wollte, und fragte ängstlich: „Sie schlafen doch gut, Herr Nevil?“

Leicht überrascht, antwortete ich: „Mein Schlaf ist wechselnd.“

„Ach, hier sind die Nächte lang, so lang... Schlafen Sie wohl, Herr Nevil!“

Ich dachte nach über diesen ersten Tag. Auf alle Besonderheiten dieses Daseins war ich ja gefaßt; aber ich blieb bezaubert von diesem entzückenden Gesicht, das ich nachbilden sollte. Der frühe Tod hatte diesem vollkommenen Ausdruck den Schmuck besonderer Grazie verliehen. Und mein Gedächtnis suchte einen Namen, der mit dieser ruhigen Schönheit harmonierte.

Meine durch die Schlaflosigkeit heftig angeregte Neugierde blieb an dieser unbedeutenden Einzelheit haften. Schließlich schlief ich ein, ohne des Rätsels Lösung gefunden zu haben. —

Lange habe ich bei all den kleinen Ereignissen verweilt, die den vierzehn in Black-Hall verbrachten Tagen vorhergingen. Aber dieser Aufenthalt hat in meinem Leben eine solche Rolle gespielt, daß ich die kleinste Einzelheit nicht übergehen darf. Ich fürchte im Gegenteil, nicht peinlich genau genug alles berichtet zu haben. Die Schärfe meiner Beobachtungen ist ja die einzige Bürgschaft meiner Aufrichtigkeit.

Niemand kann meiner Phantasie allein den folgenden eigenartigen und geheimnisvollen Bericht zuschreiben. Einige Auskunft über mein früheres Leben war zu seinem Verständnis unentbehrlich.

Als ich ziemlich spät erwachte, überfielen mich scharenweise